

tionslehre harmonistisch schreiben, Calvin bewege „sich dabei ganz in den Spuren Augustins, den er nächst der Schrift am häufigsten zitiert. Seine Darstellung läßt eine deutliche Verwandtschaft mit dem frühen Luther und vor allem mit Bucer erkennen. Sie alle gehen von der Erfahrungstatsache aus, daß die Predigt des Evangeliums unterschiedliche Wirkungen zeitigt“ (215), ohne auch nur mit einem Wort auf Calvins „*praedestinatio duplex*“ (Institutio 1559, Buch III, Kap. 21, Abschn. 7: „*Quod ergo Scriptura clare ostendit dicimus, aeterno et immutabili consilio Deum semel constituisse, quos olim semel assumere vellet in salutem, quos rursus exitio devoverere*“) zu sprechen zu kommen? Und soll man Calvins Prädestinationslehre dem heutigen Leser mundgerecht machen, indem man schreibt: „Bei Calvin liegt das ganze Gewicht auf der Freiheit von Gottes Gnade, die nicht auf einer ‚*praescentia*‘ beruht, dank deren Gott wissen würde, wer das Evangelium im Glauben annehmen wird“ (215)? Calvin war da eindeutiger: „*Praescentiam quum tribuimus Deo, significamus omnia semper fuisse ac perpetuo manere sub eius oculis, ut eius notitiae nihil futurum aut praeteritum, sed omnia sint praesentia, et sic quidem praesentia, ut non ex ideis tantum imaginetur (qualiter nobis obversantur ea, quorum memoriam mens nostra retinet), sed tanquam ante se posita vere intueatur ac cernat. Atque haec praesentia ad universum mundi ambitum et ad omnes creaturas extenditur*“ (Institutio 1559, Buch III, Kap. 21, Abschn. 5). (Siehe auch Willem van't Spijker, Prädestination bei Bucer und Calvin, in: Wilhelm H. Neuser [Hg.], Calvinus Theologus, 1976, 85–111).

Van't Spijker fällt hinter den Forschungsstand zurück, wenn er die 1559 gegründete Genfer Akademie als „Vorbild für den akademischen Unterricht in Frankreich, Deutschland, den Niederlanden und Schottland, kurz in jedem Land, in dem der Calvinismus festen Fuß gefaßt hatte“ (191), hinstellt. Er kennt die Bücher von Anton Schindling („Humanistische Hochschule und freie Reichsstadt. Gymnasium und Akademie in Straßburg 1538–1621“, 1977) und Gerhard Menk („Die Hohe Schule in Herborn in ihrer Frühzeit 1584–1660“, 1981) nicht. Sonst hätte er gesehen, daß die Herborner Hochschule auf das Straßburger Vorbild – bzw. auf die in Straßburg nicht verwirklichten Reformpläne Johannes Sturms von 1566 – zurückging und zumindest in Deutschland zum Modell der anderen reformierten Hohen Schulen wurde. Die Herborner Hochschule war nach dem

Universitätsmodell organisiert, die Genfer Akademie nach dem niedrigeren Typ eines Gymnasiums mit akademischem Oberbau. Ursache und Wirkung verwechselt van't Spijker, wenn er schreibt: „Die Orientierung an den französischen [reformierten] Kirchen schloß ein, daß die niederländischen [reformierten] Kirchen sich nicht direkt unter den Schutz des Augsburger Religionsfriedens stellen konnten“ (230). Van't Spijker übersieht, daß der Augsburger Religionsfrieden von 1555 aufgrund der ablehnenden Haltung Kaiser Karls V. im Burgundischen Reichskreis und damit in den Niederlanden, wo Karl Landesherr war, – anders als im Österreichischen Reichskreis, wo sein Bruder Ferdinand herrschte – gar nicht galt. Und hätte er gegolten, so hätte sich für die Reformierten in den Niederlanden das Problem gestellt, daß der Augsburger Religionsfrieden den Friedensstand nur zwischen den Katholiken und den „Augsburgischen Religionsverwandten“ herstellte, unter denen bis zum Westfälischen Frieden von 1648 nur die Lutheraner und nicht die Reformierten verstanden wurden.

Köln

Harm Kluetting

Hatt, Cecilia A. (Hrsg.): *English Works of John Fisher, Bishop of Rochester (1469 – 1535). Sermons and other Writings, 1520 to 1535.* Oxford (Oxford University Press), 2002, XV + 465 S. ISBN 0-19-827011-9.

Neben bzw. nach Thomas Morus war John Fisher das prominenteste altgläubige Opfer der von dynastischen Zielen motivierten Religionspolitik König Heinrichs VIII. von England. Das dem Band vorangestellte Porträt von Hans Holbein zeigt unter der Humanistenkappe das hagere Gesicht eines Mannes an der Schwelle zum Greisenalter. Es bezeugt Intelligenz, Energie und Willenskraft; die großen Augen blicken klar und zugleich ein wenig traurig am Betrachter vorbei. Der Kaufmannssohn aus Yorkshire hatte eine Karriere absolviert, die beispielhaft war für die Verhältnisse in England, wo die gregorianisch verstandene Kirchenfreiheit zwar in Thomas Becket einen ihrer prominentesten Märtyrer, aber nie auch nur annäherungsweise Wirklichung fand. Als hochbegabter junger Kleriker war Fisher an den Hof der Lady Margaret Beaufort, der Mutter Heinrichs VII., gekommen; ihr verdankte er das Amt des Kanzlers der Universität Cambridge – es wurde ihm späterhin auf Lebenszeit verliehen – und die Nominierung zum Oberhirten des Bistums Rochester im Südwesten Englands;

unter Heinrich VIII. saß er im Staatsrat. Im Unterschied zu anderen Karriere-Klerikern, man denke etwa an Thomas Wolsey, einen sozialen Aufsteiger wie Fisher und als Bischof, Kardinal und päpstlicher Legat Leiter der englischen Politik bis 1529, blieb dieser jedoch lebenslang zutiefst der Arbeit für Universität und Kirche verhaftet: Er hat so intensiv am intellektuellen Neuaufbruch des Humanismus teilgenommen, dass er noch in reifen Jahren Griechisch und Hebräisch lernte; Erasmus suchte während seines Cambridge-Aufenthalts seine Nähe, weil er sich von ihm finanzielle Förderung erhoffte. Als Hochschullehrer und –politiker hat Fisher auch für kirchliche Belange gesorgt: Vom Papst erlangte er ein Privileg, welches es der Universität gestattete, alljährlich zwölf Graduierte mit einer landesweit gültigen Predigtlizenz auszustatten – kirchengeschichtlich bedeutsam wurde dieses Recht, als Cambridge unter Elisabeth I. akademischer Vorort des Puritanismus war. Als Bischof hat Fisher viel gepredigt und sich intensiv als Kirchenreformer betätigt; Zeitgenossen bewunderten seine asketisch-fromme Lebensführung. Unter dem Beil des Henkers endete Fisher, weil er den Eid auf die durch den Bruch mit Rom und die Unterstellung der englischen Kirche unter die Suprematie des Königs ermöglichte Thronfolge der Tochter der Anne Boleyn verweigerte. Wie sein bekannterer Leidensgenosse Thomas Morus war Fisher ein bis zum Letzten entschlossener Feind der aus Deutschland kommenden reformatorischen Impulse; gemeinsam mit ihm wurde Fisher 1535 zur Ehre der Altäre erhoben. Eine erste lateinische Gesamtausgabe seiner Werke erschien 1597 in Würzburg, eine unvollständige Ausgabe seiner englischen Schriften 1873. Nach einigen mehr oder minder zuverlässigen Einzelditionen präsentiert der vorliegende Band erstmals vollständig Fishers volkssprachliche Publikationen aus dem im Titel genannten Zeitraum; nicht enthalten sind also Fishers gelehrt-polemische Auseinandersetzungen mit Luthers Schriften von der Babylonischen Gefangenschaft der Kirche und gegen die römische Bannbulle. Die allgemeine Einleitung der Herausgeberin resümiert Fishers Lebensgeschichte und erhellt die unterschiedlichen Kontexte seiner Wirksamkeit als Prediger. Darüber hinaus hat sie jedem Text bzw. jeder Textgruppe eine gehaltvolle eigene Einleitung gewidmet. Leittexte der kritischen Edition sind jeweils die Erstdrucke; die weiteren frühen Drucke sind verglichen worden. Leider sind textkritischer Apparat und Sachanmerkungen jeweils in An-

hänge zu den einzelnen Schriften verbannt worden; nicht einmal Lemmata im Text weisen den Leser auf die Erläuterungen hin. Das ist nur umso bedauerlicher, als beide Apparate bequem am Seitenfuß Platz gefunden hätten, zumal wenn die Sachanmerkungen etwas schlanker formuliert worden wären. Die Texte sind nach Sachgruppen angeordnet. Den Anfang machen zwei Predigten gegen Luther aus den Jahren 1521 und 1526. Die bekanntere ist die zweite: Sie wurde am St. Paul's Cross gehalten, als dort in einer feierlichen Zeremonie der junge Oxforder Mönch und Gelehrte Robert Barnes zusammen mit Kaufleuten vom Stalhof der ausländischen Ketzerei abschwören musste. Ein sehr instruktiver Abschnitt der Einleitung erläutert, was St. Paul's Cross war, nämlich ein offener Platz nahe der (alten, 1666 durch Brand zerstörten) St. Pauls-Kathedrale, auf dem traditionell Volksversammlungen und eben auch Predigten stattfanden. Die Texte bezeugen Fishers großes handwerkliches Geschick bei der Disposition seiner Gedanken: Virtuos gewinnt er seinen Predigttexten signifikante Leitgesichtspunkte für Grob- und Untergliederungen ab. Die Zuhörer werden ihm dankbar gewesen sein, denn wenn die Predigten so gehalten wurden, wie sie im Druck vorliegen, dann haben sie mehrere Stunden lang gedauert. In dieser Hinsicht repräsentieren Fishers Texte gewissermaßen den reifen Ertrag mittelalterlicher Homiletik. Erstaunlich ist weiterhin, mit welcher Meisterschaft der Kleriker und Humanist die englische Sprache handhabt: Wie alle Texte des Bandes sind auch diese Predigten ein ästhetischer Lesegenuss für jeden, der sich die (leichte) Mühe macht, sich in das Englisch der Frühen Neuzeit einzuarbeiten – es reicht, ein paar Seiten laut oder halblaut zu lesen. Die Predigten zeigen Fisher als verständigen Kenner reformatorischer Theologie – bekanntlich gehörte er zu denjenigen Engländern, die eine Sondererlaubnis für den Besitz und die Lektüre reformatorischen Schrifttums besaßen. Die Polemik gegen die reformatorische Theologie hat inhaltlich zwei Schwerpunkte: Einmal ertönt immer wieder der Vorwurf der Auflehnung gegen den manifesten Konsens der Väter und die von Gott eingesetzte kirchliche Autorität; zum andern brandmarkt es Fisher als seelenverderbenden Irrtum, dass dem Menschen die Pflicht und die Fähigkeit abgesprochen werde, tathaft an seinem Heil mitzuwirken. Immer wieder schärft er ein, dass Gott dem Menschen eine unverbrüchliche Zusage (promise) gegeben habe, ihm das Heil zu gewähren – unter

bestimmten von ihm, dem Menschen, zu erfüllenden Bedingungen. Die Vermutung liegt nahe, dass Fisher mit dieser Denk- und Redefigur Luthers in „De captivitate“ entfaltete Anschauung von *promissio* und *fides* zugleich aufnehmen und überbieten will. – Die beiden nächsten Predigten, schon im Originaldruck unter dem Titel „two fruytfull Sermons“ (236) zusammengefasst, sind zu Allerheiligen und Allerseelen 1520 gehalten worden und 1521 erstmals im Druck erschienen. Der erste von ihnen dürfte der interessanteste Text des ganzen Bandes sein: An Fronleichnam 1520 hatten sich Heinrich VIII. und Franz I. in Nordfrankreich getroffen, um feierlich einen, freilich kurzlebigen, Friedensschluss zu begehnen. In der englischen Geschichtsschreibung wird dies Treffen in Anspielung auf seinen Ort (Val D’Or) als „Meeting on the Field of Cloth of Gold“ bezeichnet. Die verschwenderische Pracht, in deren Entfaltung die beiden Monarchen einander zu übertreffen suchten, muss exorbitant gewesen sein. Fisher war als Mitglied der Entourage Heinrichs VIII. Augenzeuge, und in seiner Predigt schildert er seine Eindrücke: Sie dienen ihm als Kontraste, an welchen er deutlich macht, wie unausdenklich viel größer noch die himmlischen Freuden der Vollendeten sind. Die Nutzenwendung für die Hörer liegt auf der Hand. Sie sollen die Heiligen nachahmen, wenn sie denn zu deren Freuden eingehen wollen. Die zweite Predigt passt dieses hochgespannte Ideal der Wirklichkeit an: Die Hörer sollen die kirchlichen Gnadenangebote nutzen, um ihre Verweildauer im Fegefeuer zu verkürzen. Die Auseinandersetzung mit der reformatorischen Theologie tritt in diesen Texten gänzlich zurück. Dennoch sind sie gerade für das Verständnis von Fishers Position in der Auseinandersetzung mit Luther hilfreich. Fisher spricht seine Hörer ganz unverhohlen auf ihr verendlichtes Gottesbild und ihren religiösen Eudämonismus an; beide teilt er augenscheinlich selber. Gott wird vorgestellt als zwar quantitativ unausdenklich überlegener Partner, aber eben doch als Partner. Fisher spricht seine Hörer darauf an, dass sie ein bestimmtes Gut, nämlich die ewige Seligkeit, von Gott erlangen, ja erwerben wollen. Und dazu müssen sie eben bestimmte Anstrengungen auf sich nehmen und Leistungen erbringen. Der selbstische Eudämonismus des natürlichen Menschen wird so vorausgesetzt und bejaht. Es wird lediglich der Versuch unternommen, ihn mittels einer religiösen Leistungsethik zu sublimieren. Deren Anforderungen sind wiederum gemäß dem jeweiligen Leistungsvermögen gestaffelt:

Es ist sicher gut, das Tugendleben der Heiligen nachzuahmen, aber das kann eben nicht jeder, und wer es nicht kann, der befolge nach Vermögen die Minimalgebote der Kirche und verlasse sich auf deren Gnadenmittel. – Luther bestimmt den Wesenskern der christlichen Religion grundsätzlich anders: Gott ist nie und nimmer Partner des Menschen in einem Geschäft auf Gegenseitigkeit, und werde diese Gegenseitigkeit quantitativ auch noch so asymmetrisch gedacht. Es geht nicht um die graduelle Sublimierung des selbstzentrierten Eudämonismus, sondern um Erlösung, also dessen von Gott selbst bewirkte Überwindung und Austilgung! Weit deutlicher als in den Einzelausinandersetzungen kommt hier die unüberwindliche religiöse Tiefenschichtdifferenz zur Sprache. Ob Fisher sie gespürt, geahnt hat? Wohl ebenso wenig wie die vielen konventionellen Kontroverstheologen bzw. Ireniker und Ökumeniker neben und nach ihm. Und genau darum blieben seine Auseinandersetzungen mit den Einzelthesen reformatorischer Theologie trotz aller Belesenheit auch steril, unergiebig und letztlich todlangweilig. – Die letzte Predigt des Bandes wurde für den Karfreitag verfasst; wann sie gehalten wurde, ist nicht auszumachen. Gedruckt wurde sie erstmals 1578. Sie repräsentiert auf hohem sprachlichem und intellektuellem Niveau den Typus der Karfreitagspredigt, den Luther vor Augen hatte, als er seinen Passionssermon von 1519 ausarbeitete. Besonders wertvoll ist hier die Einleitung der Herausgeberin mit ihren liturgiegeschichtlichen Detailinformationen. – Die beiden letzten Stücke des Bandes hat Fisher im Tower angesichts des nahen Todes verfasst; auch sie wurden erst 1578 zusammen mit der Karfreitagspredigt gedruckt. Beide sind einer Halbschwester Fishers gewidmet, einer Dominikanerin. Es handelt sich um eine Trostschrift angesichts des Todes und eine Anweisung zum geistlichen Leben. Auch in der Situation der Anfechtung ist Fisher sich treu geblieben: Die beiden kleinen Werke bezeugen weniger die subjektive Befindlichkeit ihres Autors als vielmehr dessen literarische Kunstfertigkeit und seine reiche Bildung.

Die Herausgeberin hat als penible Editorin und kundige Kommentatorin eine sehr respektable Leistung vorgelegt. Es bleibt zu wünschen, dass sie auch im deutschen Sprachraum gebührende Beachtung findet.

Wuppertal

Martin Ohst